

mein Freund, das Weitere zu erzählen. Er starb wie ein Held und ich war fortan eine Ruine. Wenige Wochen darauf nahm ich meinen Abschied und ich lebe nun hier einsam und still dem Andenken des wackeren Mannes."

"Welches waren seine letzten Worte?" fragte Nittershaus.

"Deutschland hoch!" sprach Berrier, "dann krachte die Salve und er brach vornüber zusammen."

Eine Thräne rann über die Wange des Zuhörers. Tief ergriffen hatte er den Worten seines Freundes gelauscht.

"Deutschland hoch hat er gerufen?" fragte er und dabei betrachtete er die Uniform, welche er trug.

"Ich verstehe Dich," sagte der Franzose, "Du hast Mitleid mit mir, ich danke Dir herzlich!"

"Nein," rief Nittershaus, "mein Mitleid mit mir selbst ist noch größer! Lange trage ich diesen Noth nicht mehr!"

"Du willst also wie ich dem Dienste den Lauspaß geben?"

"Das will ich, aber nur, um in einen neuen Dienst zu treten," sprach der Kapitän ernst und fest. "Des alten Obersten Tod hat mir den richtigen Weg gezeigt."

"Komm, mein Freund," sagte der Franzose, "komm mit in jene Weinstube, dort werde ich Dir noch mehr von dem alten Emmerich und meinem Vater erzählen."

Mit diesen Worten ergriff Berrier den Arm seines ehemaligen Kameraden und beide verschwanden in dem Dunkel eines großen Hauses der Rheingasse, vor welchem wie zum Hohn geschrieben stand:

Deutsche Weinstube.



6. Kapitel.

Der Kriegserklärung, welche vom Jägerhofe aus an Rußland erging, folgte jener ungeheure Zug nach Osten, der einer Völkerwanderung glich. Eine alles zu erdrücken scheinende Woge rauschte über das Zaarenreich dahin.

Friede, Der Buchhalter von Barmen.



Preußen, Oösterreich, der Rheinbund, Italien und Holland mußten ihre Völker dem großen Tyrannen zur Verfügung stellen und so schien Rußland verloren zu sein. Allein, es stellte sich ihm ein Verblinder ein, den keiner erwartet hatte. Ein furchtbarer Winter nahm an Stelle der geschlagenen Russen den Kampf auf, einen Kampf, der vernichtender wirkte als Kanonen, Säbel und Gewehre. Stolz und mit wehenden Fahnen und Standarten zog die große Armee in Rußland ein, um zwei Monate später in der elendesten Verfassung heimzukehren.

Ein Häuflein dieser unglücklichen Krieger war es, das sich langsam durch den drei Fuß tiefen Schnee an einem mit Kiefern bestandenen Gelände hin wand. Ohne Ordnung, einer in des andern Fußtapfen tretend, schlichen sie, einer Schnecke gleich, dahin. Voran schritt ein Kapitän. Den Degen in der Faust brach er sich Bahn, den Seinigen das Nachfolgen erleichternd. Zuweilen streiften seine Blicke die Reihe der schneebelasteten Tannen, die in ihrem Schmucke so herrlich dastanden, daß ihr Anblick wohl zur Betrachtung einladen konnte.

Oft schien es, als ob er geneigt sei, in dem schützenden Dickicht für seine armen Leute ein Lager auszufuchen, denn er bog wohl einmal die Zweige zur Seite, aber ein anderer Gedanke trieb ihn dann jedesmal weiter: Rettung lag ja allein in dem Vorwärts, Tod in dem Halten.

Endlich lief das Gelände zu einer Hochebene empor. Ein weites, baumloses Schneefeld dehnte sich unabwehrbar vor dem Häuflein aus. Soweit das Auge reichte nichts als ein unheimliches Weiß und darüber einzelne Züge hungriger Krähen und Raben, welche die kleine Schar durch lautes Krächzen begrüßten.

Einen Augenblick hielt der Hauptmann. Auf seinen Degen, der fast bis zum Griffe in dem Schnee verschwand, gestützt, blickte er seinen etwas zurückgebliebenen Leuten entgegen. Welche Jammergestalten! Nur noch fünf und zwanzig folgten ihm. Zerrissen waren die Mäntel, zerrissen die Schuhe, hohlhändig die Gesichter, bereift der Bart und das Haar. Hier und da stützte ein Stärkerer den schwächeren, leidenden Freund, vielleicht zu seinem eigenen Unheile, da in dieser Winterwüstenei jeder sich selbst der Nächste sein

mußte und der kommende Augenblick den letzten Rest der Kräfte verzehren konnte.

„Vorwärts!“ kommandierte nach einer Weile der Kapitän und weiter ging es langsam dahin durch die Schneewüste wie durch einen pfadlosen Ozean. Jeder Strauch, der seine trocknen Zweige aus der weißen Hülle hervorstreckte, wurde still begrüßt, jedes andere Zeichen des Lebens in dieser Wildnis nicht minder.

Mit einem Male aber dröhnte es dumpf aus der Ferne herüber. Unwillkürlich hielt man still. Das war ein Kanonenschuß. Dort gab es Kampf und Streit.

Scharfen Auges blickte der Kapitän nach der Richtung, in welcher der Schuß gefallen war. Eine kleine Wolke lagerte sich auf dem Schneegebilde. Jetzt krachte es zum zweiten und dritten Male.

„Auf, den Kameraden beizustehn!“ rief der Führer und mutig drang er in veränderter Richtung vor, gefolgt von den Seinigen. Ein aufmerksames Auge aber hätte bemerkt, wie von der Schar wieder einige, bis zum Tode erschöpft, zurückblieben und den schneller vordringenden Kameraden nicht mehr zu folgen vermochten.

Schuß krachte auf Schuß. Deutlich gewahrte der Kapitän bald die Linien der Kämpfenden, er sah die Schwadronen der Kosaken, zugleich aber auch, daß die Franzosen sich zurückzogen. Zuletzt kommandierte er Halt.

Der Kampf war beendet. Was sollte er mit der Handvoll Streiter, die sich kaum aufrecht zu halten vermochte, auf dem Kampfplatze? Schon wollte er halb links schwenken, als Jemand in der kleinen Kolonne rief: „Wir wollen Kleider und Brot!“

Fast in demselben Augenblicke aber setzte auch der Führer die alte Richtung fort, denn es leuchtete ihm ein, daß den gefallenen Kameraden Mäntel und Speise nicht mehr dienen konnten. Krähen und Raben flogen voran und zeigten ihm den Weg und gegen Abend kam man bei dem grauisigen Ziele an. Leichen bezeichneten den Ort des Streites. Da lagen sie, weich gebettet, auf dem Schnee, Russen und Franzosen, friedlich neben einander.

„Freunde und Kameraden,“ sprach der Kapitän, „ehrlos und schändlich ist der, welcher einen Verwundeten beraubt!“

Nur Toten kann der Mantel nichts mehr helfen. Geht und sammelt euch später dort bei der Fichte."

Die Schar löste sich auf und ihr Führer schritt dem bezeichneten Baume zu. Hier und da lagen Franzosen im zertretenen Schnee. Einige schienen noch zu leben, die meisten aber hatten den Kampf um das Dasein ausgetritten. Dort am Schneehügel bewegte sich noch einer. Der Offizier trat näher.

"Hilfe!" hieß es im flüsternden Tone.

Er beugte sich über den Verwundeten.

Es war ein Stabsoffizier.

"Wer sind Sie, Herr Kamerad?" fragte der Kapitän.

"Oberst Belmont, Freund. Ich bin schwer verwundet, hier sitzt die verfluchte Kugel."

Der Frager prallte beim Nennen dieses Namens zurück. Vor ihm lag der Vernichter seines Glückes, bleich und bis auf den Tod getroffen. Im ersten Augenblicke fühlte der Kapitän es wie Schadenfreude in seinem Innern sich regen, doch rasch drängte er dies häßliche Gefühl zurück und beugte sich, eine Flasche an den Mund des Verwundeten führend, zu diesem herab.

"Dank, Dank!" lallte dieser, doch schloß er unmittelbar darauf seine Augen. Eine tiefe Ohnmacht hatte ihn überfallen, eine Ohnmacht, die in den Eisgefilden so viel als den Tod bedeutet.

Rittershaus hielt an einem Scheidewege. Sollte er den Schwerverwundeten liegen lassen? Dann war dieser verloren, ihm aber stand der Weg zum Glücke frei. Doch nur einen Augenblick kämpfte der junge Mann, dann beugte er sich zum dritten Male zu dem Obersten hinab, umwand ihn mit seiner Schärpe, rief einen seiner Soldaten herbei und hob den Ohnmächtigen mit jenes Hilfe auf seine Schultern. So beladen schritt er dann nach dem bezeichneten Sammelplatz, wo sich inzwischen schon einige der Kolonne eingefunden hatten. Der Kapitän gab diesen Befehl, die andern herbeizurufen und nach zehn Minuten bewegten sich etwa zwanzig Mann nach Westen, voran wieder der Kapitän, der aber diesmal, belastet wie er war, nur langsam voran zu kommen vermochte.

Dünnere und dünnere wurde allgemach die kleine Schar. Bald legte sich hier, bald dort einer in den Schnee, den Tod erwartend. Immer marschierte der Führer mit seiner Last an der Spitze, plötzlich aber schallte ein *Qui vive* an sein Ohr.

„Bon ami,“ rief er matt.

Man war bei einer französischen Lagerstätte angekommen.

Auf einen Soldatenmantel bettete der Kapitän den Verwundeten, dann beugte er sich, obwohl selbst bis zum Tode ermattet, zu ihm herab. Noch schien Leben in dem Obersten zu sein. Rittershaus zog eine kleine Weinflasche hervor und goß einige Tropfen auf die bleichen Lippen Belmonts, darauf rieb er ihm die Stirn. Endlich schlug der Arme die Augen auf und blickte seinen Retter lange und forschend an.

„Kamerad,“ sprach er dann leise, „mir ahnt, daß Sie mich gerettet haben. Tausend Dank! Allein, es ist, wie ich fühle, vergeblich. Sie haben sich für einen Menschen geopfert, der dem Tode verfallen ist.“

„Hoffen wir das Beste, Herr Oberst,“ entgegnete der Kapitän.

Belmont schüttelte sein Haupt.

„Die Kugel hat innere Teile vernichtet und der Tod naht,“ hauchte der Verwundete und schloß, wie von gewaltigen Schmerzen ergriffen, die Augen.

Rasch blickte sich der Kapitän um, ob er niemand zu seiner Hilfe herbeirufen könne, doch schien hierzu keiner willig zu sein. Todesmatt und lebensmüde lagen die Flüchtlinge umher, keiner hatte mehr die Kraft, auf andere zu schauen; alle waren um sich bemüht und niemand imstande, sich selbst zu helfen.

Der Deutsche wußte, daß es am besten sei, die Wunde nicht zu entblößen, da die herrschende Kälte für sie gefährlich war; er suchte daher durch den Weinrest, den er noch in der Flasche hatte, die Kräfte des Verwundeten zu heben und in der That schienen auch seine Bemühungen nicht ohne Erfolg zu sein: Belmont blickte ihn zum zweiten Male an.

„Woher stammen Sie, Kamerad?“ fragte er.

„Aus dem Wuppertthale,“ versetzte der Deutsche.

Das Auge des Sterbenden leuchtete auf und er murmelte: „Das ist Gottes Finger!“

Nach einer Pause aber sprach er: „Nehmen Sie meine Briestafche an sich, wenn ich bitten darf. Im Wupperthale wohnt mein armes Weib. Wollen Sie ihr die Tafche zujenden?“

„Das werde ich, Herr Oberst,“ antwortete Rittershaus fest.

„Schreiben Sie ihr meine letzten Grüße,“ hauchte Belmont hervor. „Meine letzten Gedanken hätten ihr gegolten, auch möchte sie dem Geliebten ihrer Jugend, von dem sie mir erzählt, die Hand reichen und — meiner — zu vergessen — suchen.“

Es waren die letzten Worte des Sterbenden. Rittershaus drückte tief erschüttert dem wackeren Manne die Augen zu und verscharrete ihn, nachdem er die Briestafche und Uhr an sich genommen hatte, so tief er konnte in den Schnee.

Bald darauf aber sah man ein Häuflein Krieger wieder westwärts ziehen durch die winterliche, grauenvolle Landschaft, umschwärmt von Krähen und Wölfen und verfolgt von Kosaken, die auf ihren schnellen Pferden bald hier bald dort auftauchten.

Einer nach dem andern sank mit einem tiefen Seufzer in den Schnee und suchte sich mit der weißen Hülle zu bedecken, um das Leben noch einige Stunden zu verlängern; auch der Kapitän fühlte sich bald bis zum Tode erschöpft, doch schleppte er sich weiter, denn er wußte, daß noch einige zwanzig unglückliche Kameraden nur durch sein Vorbild ermuntert wurden, sich fort zu arbeiten.

„Drüben steigt Rauch auf!“ rief er endlich, auf einige Wolkenstreifen deutend.

Neu befeelt wandte man weiter. Der Führer hatte sich nicht getäuscht. Man gelangte an ein Städtchen und fand hier einzelne Bataillone, die sich in leidlicher Ordnung gehalten hatten, auch traf man in den leeren Häusern noch Proviant und vor allem warme Räume, da es an Holz nicht mangelte.

Die Kunde von dem Niedergang der großen Armee aber lief wie ein Sturmwind durch Europa und fachte

die gesunkene Freiheitshoffnung wieder an; Körner sang damals sein:

Frisch auf mein Volk, die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht!
Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen,
Die Saat ist reif, ihr Schnitter zaudert nicht!



7. Kapitel.

Wohl selten hat ein Volk eine solche Zeit erlebt wie das preussische im Frühjahr 1813. Alles, was Waffen tragen konnte, eilte zu den Fahnen; selbst Jungfrauen verschmähten es nicht, verkleidet sich in die Reihen der Krieger zu stellen. Zu der Zeit sang Arndt:

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte,
Drum gab er Säbel, Schwert und Speiß
Dem Mann in seine Rechte.

Eine wunderbare Spannung hatte sich aller bemächtigt, ein Zusammensassen aller Kräfte bis zum Zerspringen. Aber auch in den deutschen Ländern am Rhein, die fast dem Vaterlande entfremdet waren, wurde es lebendig und die Regierung in Düsseldorf schaute voll bangender Sorge in die Zukunft, denn sie hatte Befehl erhalten, alle junge Mannschaft aufzubieten, damit die Verluste in Rußland ersetzt würden.

Es war an einem Januarabend des Jahres 1813. Ein heftiger Sturm peitschte die Fluten des Rheins, die sich von den Banden des Eises eben gelöst hatten. Wild und schäumend schlugen die Wellen gegen das Ufer und über die steinigten Böschungen, welche Menschenhand dem Strome als Grenze gesetzt hatten. Tief in einen Mantel gehüllt,